

SIMPLICISSIMUS

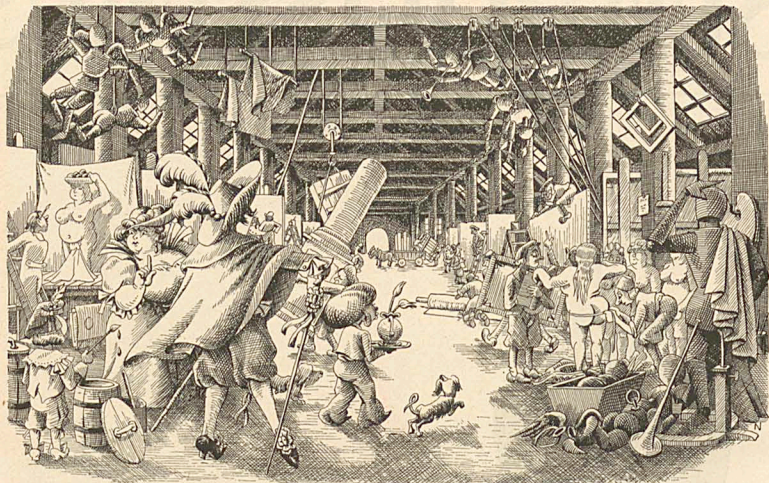
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

IM AHNENSCHLOSS DER LORDS



„Darf ich Mylady zum Umgehen einladen?“ — „Nein, danke, Mylord! Seitdem mich gestern dieser einquartierte amerikanische Lümmel in den Popo gezwickt und eine ulkige Rübe genannt hat, ist mir die Lust dazu vergangen!“

Nel castello avito dei Lord: "Posso, Mylady, invitarVi a fare un giro di apparizione?," — "No, grazie, Mylord! Poiché ieri il villanzone di americano, qui acquarterato, m'ha pizzicato il deretano, dandomi della ridicolo, rupo, me ne è passata la voglia!.."



P. P. Rubens in seiner Werkstatt, Halle VII, Abtlg. 4 B

P. P. Rubens nella sua bottega d'arte, rimessa VII, sezione 4 B

DER ZEIGEFINGER

VON WALTER FOITZICK

Vor mir geht eine Dame und ein kleiner Junge. Die Dame macht das, was Damen mit kleinen Jungen, wenn sie mit ihnen spazieren gehen, meistens tun, sie erziehen ihn. Die Dame verbietet dem kleinen Jungen dasjenige, was er besonders gerne tun möchte. Sie weist ihn auf das Ungehörige seines Benehmens hin, wenn er mit beiden Füßen in eine Pfütze treten will, damit es ordentlich spritzt. Da er solches nicht tun darf, sinnt er auf neue Lustbarkeit und da fällt ihm ein, daß er gestern gerade das Ausspucken entdeckt hat. Zum Glück fällt es ihm ein, denn das kann er gut betreiben, während er an der Hand der Mama weitergeht. Aber auch daran hat die Mutter merkwürdigerweise keine rechte Freude und sagt ihm, daß es sich gar nicht schickt. Das Kind seufzt und denkt vielleicht: „Alles Schöne ist verboten“ oder auch „Das Leben ist hart“. Da fällt sein Blick auf einen Apfelsinenkarren, und er deutet begerlich auf die schönen Orangen. Die Mutter aber weiß, was sie dem späteren Fortkommen ihres Sohnes in der menschlichen Gesellschaft schuldig ist und sagt: „Man zeigt nicht mit dem Finger auf Dinge, die man haben will.“ So sagt die Mutter und verbreitet dabei feine Sitte und gutes Benehmen. Gerade gehen wir an dem Denkmal des Kurfürsten Max Emanuel vorbei und mein Blick fällt auf den bronzenen Landesvater, und da sehe ich, wie er seine Hand ausgestreckt hat und mit dem Zeigefinger zeigt.

Er weist auf Stadt und Festung Belgrad, die er haben wollte, nehmen wollte mit stürmender Hand, wie man damals sagte. Dem hat vielleicht seine Mama nicht gesagt: „Emanuel, man zeigt nicht mit dem Finger auf Festungen, die man haben will.“

Aber der kleine Bub vor mir hat es Gott sei Dank nicht gesehen, sonst hätte er seiner Mama schön antworten können, wo doch Männer, die in Bronze irgendwo stehen, sozusagen Vorbilder fürs ganze Volk sind. Und auch auf den Blücher hätte er hinweisen können, der mit dem Finger auf einen Punkt der Landkarte tippt und dabei sagte: „Wo liegt Paris? Paris ist hier. Den Finger drauf, das nehmen wir.“

Ja, Prominente benehmen sich häufig etwas ungewöhnlich und man kann sie nicht restlos zu Erziehungszwecken verwenden.

Ich wäre fast zu der Dame hingegangen und hätte gesagt: „Hochverehrte gnädige Frau, das mit dem Zeigefinger ist so eine Sache. Auf den Marktplätzen der ganzen Welt und in vielen großen Hafenstädten stehen Herren in Stein und Bronze und weisen mit gestrecktem Zeigefinger hinaus in die Welt, auf Dinge, die sie haben wollten. Sie dürfen es also ihrem Herrn Sohn nicht allzusehr verargen, wenn auch er seinen Willen zur Macht auf historische Art äußert. Vielleicht ist er ein kommender Mann und braucht dann den Zeigefinger, um vorbildlich in die Welt zu weisen.“

Übrigens, warum hat man den Finger, mit dem man nicht zeigen darf, eigentlich Zeigefinger genannt?

ÜBER NACHT

Gestern noch lag die Heide brach.
Über Nacht ist ein Regen eingefallen,
Hat die lange Nacht
Auf der kalten Heid'

Hinterm Birkenwald verbracht.
Wie im Rausche
Hörte ich den Regen lallen.
Heute ist die Heide wach!

Einer Lumpenmaid
Hing er regen an der Brust.
Schau ihr grünes Kleid,
Bürgen stummer Lust!

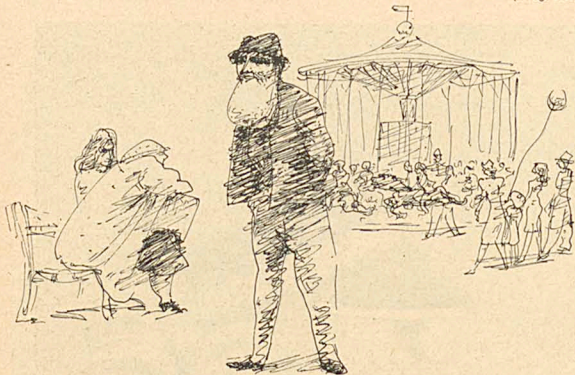
Blumen rot und Blumen blau
Tragen süße Not zur Schau.
Ob der Heid' der Himmel rund
Giert nach ihrem seligen Mund.

Fritz Knoller



„Aber Brüderchen, wegen lumpiger zwölftausend Offiziere werden Sie uns doch nicht belästigen!“

Maiski e Sikorski: „Ma, fratellino caro, non ci molesterete mica per diecimila straccioni di ufficiali!“,



„Karussell gefahren ist man zu meiner Zeit auch schon, aber mit größerem Ernst!“

„Anche ai miei tempi si andava in corosello, ma con più serietà!“

ABENTEUER

VON KARL LEMKE

Wenn man dies Haus betritt, bleibt die Zeit draußen, empfand René. Die schwere Tür schloß sich schnell hinter ihm mit leisem Schnappen. Dicke Teppichläufer machten den Schritt unruhbar. In Watte gepackt, lag reglose Stille im Raum. René sah sich im Dämmerdunkel um. Starre Palmen in Kübeln, eine Ecke mit Klubsesseln um einen niedrigen Tisch, auf altersdunklen Bildern Gesichter versunkener Zeiten.

Wohin führten diese Doppeltüren? War dies überhaupt ein Gasthaus? Der schwere Prunk des Raumes machte einen so privaten Eindruck. Brigitte wollte ihn hier erwarten. Wie sie nur auf dieses seltsame Haus am See gekommen sein mochte?

René stand eine Weile unentschlüsselt. Niemand kam; nichts hier erinnerte an einen Restaurationsbetrieb. Nach langem Zögern öffnete René eine der Türen auf gut Glück. Er sah in einen Barocksalon, kaum mehr erhalten als der Vorraum. Große Schimmelampen standen neben kleinen runden Tischen. Jede zeichnete mit ihrem Schein nur einen mäßig großen Kreis. Eine beschien die amnütige Gestalt Brigittes. Ihr kupfernes Haar glänzte dunkel. Wie ist sie schön! dachte René, indes er auf das Mädchen zuschritt. Eine heiße Welle ging ihm durch Herz und Stirn.

Brigitte sah ihm mit weitgeöffneten Augen, in denen Furcht lag, entgegen. „Wir hätten doch nicht hierhergehen sollen“, flüsterte sie, als René sich über ihre Hand beugte. „Dies Haus —“

„Wieso? Was hast du?“ fragte René besorgt. „Angst“, hauchte sie.

Nichts regte sich. Kein anderer Gast war da, außer einem sehr alten Herrn, der am Nebentisch in ein Buch vertieft schien.

„Du hast bereits für uns bestellt?“ sagte René mit Blick auf die Karaffe roten Weines, die auf dem Tisch stand.

„Wir hätten doch nicht hierhergehen sollen“,

wiederholte Brigitte. René, mit unbestimmter Kopfbewegung: „Du schlugst dies Haus vor. Du kannst es.“

„Ich kannte es? Ich war zweimal hier. Und beide Male ereignete sich Seltsames. Ich weiß nicht, was mich veranlaßte, unsere Zusammenkunft hier vorzuschlagen...“

„Was ereignete sich?“

„Der Kellner trat ein; er brachte eine Tasse Kaffee mit Kuchen zu jenem Tisch da neben der Tür. Niemand saß dort. Nach einer Weile aber holte er das Gedeck wieder fort... Daß er an zwei lange auseinanderliegenden Tagen genau das Gleiche tat, ließ es mir auffallen.“

René lachte, eine Nuance zu laut. Der Klang, den Teppiche, Portieren, Polster sogleich aufschluckten, erschreckte ihn.

Ein Zufall, wollte er sagen. Brigittes Hand, die plötzlich seinen Arm umklammerte, verhinderte es. Ihre Augen waren schreckhaft weit geöffnet auf die Tür gerichtet. René folgte der Richtung ihres Blickes. Die Tür hatte sich lautlos aufgetan; ein Diener in schwarzer Livree — war es der Kellner? — trug auf einem Tablett eine Kaffeetasse und ein Stück Kuchen auf einem Teller. Er stellte beides auf das kleine Tischchen neben der Tür, das vom Schein der danebenstehenden Lampe mit bestrahlt wurde, und an dem niemand saß. Fast sah es aus, als mache er dabei eine kleine Verbeugung. Dann entfernte er sich lautlos.

Eine Stimme ließ Brigitte und René aufschrecken. Der alte Herr am Nebentisch — hatte er schon vorher ihnen so nahe gesessen? — sagte gedämpft: „Seit zehn Jahren bringt er seiner Herrin jeden Tag zu dieser Stunde Kaffee und Kuchen.“

„Aber sie ist nie da —“, hauchte Brigitte. „Oh, sie ist schon da“, lachte der Alte leise, „man kann sie nur nicht sehen...“

Des Mädchens feingliederige Hand umkrampfte

noch immer René's Arm. „Wer ist sie?“ flüsterte sie und starrte gebannt auf den kleinen Tisch und den leeren Sessel davor.

„Sie ist nicht, sie war“, entgegnete der Alte ebenso leise. „Moorberg, der Besitzer dieses Hauses, hat sie an jenem Tisch kennengelernt. Sie kam oft, immer allein, täglich kam sie zu einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen. Sie war jung und schön. Moorberg verliebte sich in sie. Und die Frau liebte bald auch ihn. Sie bezog ein Fremdenzimmer im Hause. Das war eine Zeit —! Kein glücklicheres Liebespaar hat man je gesehen. Ein Jahr Glück... Aber sie war krank, schwer, unheilbar. Die Lunge. Ein Jahr wohnte sie hier; dann starb sie. Sie hatten sich geliebt bis zu letzter Ach — und auch der Tod sollte sie nicht trennen, schworen sie sich. Sie versprach ihm, auch später immer um ihn zu sein... Seitdem bringt der Kellner ihr jeden Tag Kaffee und Kuchen an ihren alten Platz...“

„Und holt ihn später wieder fort“, sagte René abschließend. Es sollte belustigt klingen; aber der Ton mißlang. Der Alte schüttelte den Kopf. „Nur das Geschirr“, flüsterte er. „Der Kuchen ist jedesmal fort, die Tasse leer... Sehen Sie nur genau hin.“

Brigitte unterdrückte einen Schrei. Ihre Augen waren voll Entzückt auf den kleinen Tisch gerichtet. Ihre Hand, die René's Arm hielt, zitterte. „Sieh nur, sieh —!“ hauchte sie. Auch René's Augen hingen an der Tischplatte. War das Stück Kuchen nicht schon kleiner geworden? Ein Stückchen bröckelte ab und fiel zu Boden. „Heute hat sie wenig Appetit“, kam die Stimme des Alten nebenan. Sein Umriß, im Halbdunkel des Zimmers nur schattenhaft sichtbar, verlor sich in der schwarzen Draperie an der Wand.

Brigitte atmete heftig. „Fort“, flüsterte sie, „Ich will fort! Schnell!“

René legte Geld auf den Tisch, viel mehr, als die Zeche ausmachte. Sie erhoben sich schon, Brigitte an René's Arm geklammert. „Wir müssen an dem Tisch vorbei...“, sagte René tonlos. Des Mädchens „Ja!“ klang wie die Stimme eines Kindes im Schlaf.

Sie hasteten vorwärts, der Tür zu. Ihre Blicke aber konnten nicht los von dem Tisch, an dem Unfaßbares vorging. Noch drei, vier Schritte. Indes René schon die Tür aufstieß, sahen sie, wie der Kuchen auf dem Teller sich spaltete... Aus der Tasse verschwand der Rest Kaffee mit leisem Schlingen.

Vorbei. Den Vorraum durchmachte sie laufend. Draußen. Die schwere Tür fiel hinter ihnen ins Schloß mit bösem, schnappendem Laut, wie hinter entgangener Beute. „Um Gottes willen nicht umsehen!“ keuchte Brigitte heiser. Sie eilten, Arm in Arm. Sterne glänzten. Links lag flach und unübersehbar der See.

„Wohin?“ fragte René's ratlose Stimme. „Ich weiß nicht...“, entgegnete das Mädchen. „Kommt du zu mir?“ fragte er und wußte nicht, woher ihm die Kühnheit kam.

„Ja“, sagte Brigitte und drückte sich eng an ihn. Da war mit einmal das Dunkel verändert, freundlich. Eine gewaltige Freude überausachte das grausige Abenteuer und spülte es fort ins Vergessen.

MEIN FREUND JOHANNES

Johannes wollte verreisen. Ich brachte ihn an die Bahn. Als wir zum Schalter kamen, seine Fahrkarte zu lösen, fanden wir dort eine endlose Schlange vor.

„Zu unvernünftig sind die Leute doch!“ grollte Johannes. „Daß sie immer alle erst im letzten Moment kommen müssen!“

„Darüber solltest du ja eigentlich wohl nicht schimpfen, Johannes. Schließlich hast du es ja auch nicht besser gemacht“, wies ich ihn zurecht. „Ich bin ja auch nur eine Person. Das macht ja nichts aus“, sagte Johannes. „Aber die vielen!“

J. Bieler



Mars: „Pfiu Teufel! Immer wieder diese Luftangriffe auf Frauen und Kinder, damit will ich nichts zu tun haben!“

Marte e l'Assassino: Marte: „Maledizione! Sempre nuovi attacchi contro donne e fanciulli! Io non voglio più averne a che fare!..“

Graf Bobbys große Stunde

Graf Bobby las die Geschichte von der seligen Königin Viktoria, die eines Tages ihre Seekadetten besichtigte.

Gerade als sie die Front abschritt, passierte ihr etwas Menschliches. Da aber Königinnen, besonders wenn sie eine Parade abnehmen, gemeinhin sich für höhere Wesen halten, so war ihr die unfehlwillige Äußerung ihres Inneren Zustandes sichtlich peinlich.

Ein Seekadett, der als zukünftiger Offizier sich

jederzeit für seine Landesfürstin zu opfern hat, trat daher einen Schritt vor die Front und sagte: „Verzeihung, Majestät, das wa' ich.“

„Das macht nichts, Herr Leutnant“, sagte geistesgegenwärtig die Queen.

„Verzeihung, Majestät, ich bin nur Fähnrich“, stotterte der Seekadett.

„Nein“, sah ihn die Königin voll Gefallen an, „Sie sind Leutnant. Denn wer sich bei einem kleinen Wind schon so geistesgegenwärtig benimmt, der wird auch ein Schnitt im Sturm führen können.“

Diese kleine Anekdote las also Graf Bobby, las

sie noch einmal und dann sprach er bei sich: „Aha, das muß ich mir merken.“

Als er dann nach Wien zu einer Waffenübung eingeladen war, wurde sein Regiment von dem alten Erzhzog Leopold inspiziert. Wie nun Seine Kaiserliche Hoheit die Front abschritt, war die große Stunde für den Grafen gekommen. Nun, Sie werden schon erraten, was dem alten Herrn in diesem Moment passierte.

Aufgeregt trat Bobby einen Schritt vor die Front, salutierte und rief: „Verzeihung, Kaiserliche Hoheit, das war'n Sie!“

H. Sch

AUF DEN HUND GEKOMMEN

VON KURT GROOS

Ach, was ist das Leben lächerlich einfach, wenn die Sonne scheint, die Vögel toll tun und einem die Halme in den Mund wachsen! Hergott, diese Sommerzeit mit ihrer Lustigkeit und Freiheit! Du legst dich in die hohen Ähren und gähnst und schläfst, und abends melkst du anderer Leute Kühe, und die Mägde lassen sich in die Schenkel kneten, und du bist immer satt und hast nichts als dumme Gedanken. Du ziehst die Fische aus fremden Teichen, und wenn du brav tun und ein neues Leben beginnen willst, pfückst du dir wilde Beeren und stielst des Nachts nicht bei einem Vieh, sondern bei jedem eine Kleinigkeit.

Nicola lebt mitten in so einem Sommer; ein königlicher Bettler. Und Nicola ist nicht immer nur satt oder sinnlich; er denkt nach über die Dinge. Er denkt daran, daß er nicht gern Millionär in einem Sommer sein möchte; ein Millionär kann nicht tun und lassen was er will und muß wohl den ganzen Tag Kopfschmerzen über die Grübeleien haben, wie es um seine Millionen steht; so ein armer Hund. Ein Millionär kann nicht einmal fremde Kühe auf den Weiden melken, erstens versteht er es nicht, und zweitens kann er es nicht riskieren, deswegen ein paar Tage eingesperrt zu werden. Wahrscheinlich muß dieser arme Hund von Millionär immer vor irgendjemand auf der Hut sein. Sicher, er kann sich viele Kokotten halten. Aber solche Kokotten bringen ihm auf die Dauer nichts als Ärger, sie drohen mit Anzeigen, machen Szenen und wollen Palzmantel und Ringe geschenkt haben. Derlei denkt Nicola sich aus, und bei dem Denken kommen ihm immer neue Einfälle, so noch der: Der Millionär sitzt mit seiner Oberkotte in einem großen Automobil, und sie fahren durch die Sonnenblumenfelder und sind mächtiger als alle anderen Menschen zusammen, wenigstens glauben sie das. Da wird dem Millionär plötzlich so zu Mute, und er nimmt eine Hand vom Steuer und legt sie auf den Schenkel der Oberkotte, und ein Auge spaziert der Hand nach. Somit hat er also schon seinen halben Verstand verloren. Nun kommt eine Mücke angeschwungen und fliegt dem Millionär direkt in das gesunde Auge; er nimmt auch die gesunde Hand vom Steuer — der Wagen überschlägt sich, die Oberkotte und der Millionär brechen den Hals; aus, wie lustig!

So freut sich Nicola, daß er kein Millionär und nur ein Bettler ist und im Sommer lebt, ganz für sich, ein Bettler und ein Denker. Nicola ist aber doch nicht ganz allein, weil er auf seine Art mächtig ist, unter den Blinden ist der Einsüßige König. Nachmittags setzt er sich auf eine Bank und blinzelt über die Felder und legt sich dann hin; er sonnt sich und läßt die Hand von der Bank herabhängen. Und dann kommt ein anderer Bettler, der sich über ihm tut. Nicola spürt, halb wachend schlief, eine kalte Schnauze und einen warmen Atem an seiner Hand und brummt vor sich hin „Wep, du alter Schnorrer!“ Schließlich aber richtet er sich schimp-

fend auf, nimmt ein Stück Brot oder einen alten Knochen aus der Tasche und spuckt große Bogen und macht gewaltige Worte zu dem hergeleierten Hund, der seit Wochen schon diese Zeit zu ihm kommt und den er „Millionär“ getauft hat. So futtert Nicola den Gast durch aus purer Gütmütigkeit. Wie gut so ein Sommer mach! Millionär und Nicola freunden sich immer mehr, so manchmal haben sie doch gemeinsam mag der eine auch ein Hund und der andere ein Denker sein. Auch an Millionär kann man jetzt sehen, was so ein lustiger Sommer auf sich hat. Als er im Vorfühling zum erstenmal halbverhungert ankam, da standen ihm die Rippen aus dem struppigen Fell heraus, und die Rute hing traurig zu Boden. Nun aber haben Nicola und der Sommer etwas aus diesem Schatten von Hund und seiner Rute gemacht. „Er ist so fett geworden, daß er kaum noch zu laufen kann“, sagt Nicola zum Bettler, der gegen Ende des Sommers aus dem Norden zurückkommt, weil es dort schon mit den Frösten anfängt. „Ja, fett wie eine Made“, sagt der Bettler aus dem Norden. Dabei streichelt er den mageren Rücken des Hundes.

Nicola freut sich, daß ein Dritter gekommen ist, denn es beginnt auch hier schon kalt zu werden, und es friert sich leichter, wenn ein anderer mitfriert. Die Erntezeit ist ja noch eine lustige Zeit, dann aber wird es bitter. Nicola und der Mann aus dem Norden, die den ganzen Sommer vor Ribben ausgespuckt haben, beginnen diese Frucht jetzt zu loben. „Es geht nichts über Ribben“, sagt Nicola, „es ist eine gesunde Kur gegen das viele Fleisch vom Sommer, das Fleisch hat unsere Körper vergiftet.“

Auch der Hund kommt täglich zu der Bank, ihm scheint es noch am wohlsten zu gehen, obgleich er immer magerer und struppiger wird. Er kaut an den Ribben herum und spuckt sie schließlich aus, „Ich habe ihn überfüttert während des Sommers“, prahlt Nicola.

Nun kommt die ganz bittere Zeit. Es friert, es schneit, es stürmt, und die freundlichen Menschen sind ausgestorben. Nicola und der Bettler machen lange Märche, um warm zu bleiben, sie schwärmen dabei von den Reiten, als es noch Ribben im Überfluß gab. Nicola beginnt, den Millionär zu beneiden, der in Wirklichkeit gar keinen Autounfall gehabt hat und jetzt mit seiner Kokotte auf Eisbärenfüßen vor einem riesigen Kamin sitzt und heißen Wein trinkt und dazu geröstete Brote mit Schnepfendreck kaut.

Eines Tages sind Nicola und sein Freund am Ende, obgleich sie schon oft so am Ende waren und Gott immer weitergeholfen hat; das hat er. Sie setzen sich auf die Bank, auf der sie im lustigen Sommer und in der Ribbenzeit immer saßen, und der Mann aus dem Norden, der auch sehr klug und ein Denker ist, sagt, daß etwas geschehen müsse, damit die Nicht-Verhungerten „Du-Schwärzer“ erobert sich Nicola, „mache Ribben aus Schnee, du kannst es ja wohl!“ „Laß mich nur nachdenken“, meint der Freund; er denkt nach. Bitzlich hat er seinen großen Einfall. „Willst du Ribben essen“, fragt er Nicola, „einen riesigen Ribben?“ Nicola beißt sich die Eiskrusten aus dem Bart, er ist wütend über diesen halbverhungerten Schwärzer mit seinem Braten.

Aber die Sache hat ihre Richtigkeit, der Mann aus dem Norden ist ein geschliffener Kopf. „Nicola“, spricht er bodenständig, „Wohltun bringt Zinsen; auch du gedachst an einen Gott, der die Seinen nicht verläßt. Den ganzen lustigen Sommer hindurch hast du Millionär gegüßelt und gemästet, er sah schon gar nicht mehr wie ein richtiger Hund aus, alle halten ihn für ein kleines Schwein. Millionär wird gleich kommen, er kommt ja immer um diese Zeit. Wir werden was sein und ihn packen. In unseren Sack stecken und braten. Danach muß der Mächtige uns noch zu

einem Schnaps verhehlen, damit das fette Essen bekommt.“

Ach, auch im Winter ist das Leben lustig, wenn einem so die Braten auf vier Beinen zulaufen! „Breite den Sack schon aus“, ruft Nicola, „es lebe das liebe Nistrchen, das jetzt hineinpringt!“ Nun warten sie, und das Wasser fließt ihnen im Munde zusammen. Sie sind wohlgeputzt und spielen in das Schneestreiben wie die Herren. Sie starren über die weiten frostigen, schneeerwehnten und kalten Felder auf den Waldrand hin, und sie richten sich plötzlich auf, als ein schmales Etwas austritt, sicher wie ein Wolf, schief, mager. Dann sieht Millionär die Freunde auf der Bank, immer schneller kommt er, immer größer wird er, ein über den Schnee hingliefender Mordsbraten. Nicola Hände zittern, er legt den Sack auf die Knie, er lockt und schnalzt mit der Zunge.

In immer größeren Säzen fegt der ausgehangerte Millionär heran, doch ein paar hundert Meter vor seinen Freunden verlangsamt er den Lauf, wittert unsicher, macht einen Halbkreis, bleibt stehen — es sieht wahrhaftig aus, als ob er angestrengt überlege. Dann lockt Nicola wieder, lockt wie eine Nachtigall, greift in die leere Tasche, und Millionär kommt einige schüchterne Schritte näher, immer ein paar Schritte näher. Aber er hat nachdenkliche Falten über der Nase, er macht einen unheimlichen Eindruck. Er sieht aus wie ein Verschwörer, der ein warnendes Telegramm bekommen hat. Doch der Hunger scheint zu siegen, wie in den lustigen Sommern die Liebe siegt; alles kommt sich aus Hunger und Liebe näher. Ganz vorsichtig, ganz geduckt schleicht Millionär an seine beiden Freunde heran; jetzt, jetzt berührt er fast Nicola zerrissene Hose. Nicola blüht das Wasser im Munde zusammen, er lüftet den Sack mit der einen Hand und mit der anderen will er den Gefährten der lustigen Tage am zottigen Kragen packen und in den Sack stecken — eine Sekunde, nur eine kleine Sekunde zu früh! Millionär springt zurück, duckt sich im Sprung, winnelt sehr auf, schlägt einen irren Kreis und rennt zurück, immer wilder, immer unbeherrschter; kleiner und kleiner wird er, und hinter den Feldern, ganz, ganz weit weg, verschluckt ihn der dunkle, dicke Wald.

In Nicola's Augen stehen Tränen, seine Zunge wird trocken, die gleiche Zunge, die eben noch das Wasser im Munde zusammenlaufen folte. „Diese widerliche Kanaille!“ sagt der Mann aus dem Norden. Er ist wütend, hungrig und enttäuscht. „Das hast du von deinen Wohltaten, du Narr, jetzt läßt er uns im Stich!“ Nicola schimpft nicht. Er sitzt zusammengesunken und fröstelt und grübelt. Er ist der bessere Denker. Er legt den Arm um den Freund. Auch in ihm sitzt der Ekel vor so viel Treulosigkeit von einem Hund, nur tiefer innen. „Wunder dich nicht“, sagt er endlich und seufzt tief, „ich konnte es schon lange, Undank ist der Welt Lohn!“

Kastanienallee, bevor es grünt

Zaun vorst Himmel das schwarze Geäst,
da steht du einsam und ratlos davor,
dahinter des Baumes stille/unkündige Gäste,
die Sterne. O falle die Hände, du Tor,

und lob mir den Winter! Bald wird es grünen,
bald wiegen die Blüten im Winde sich biegen,
dann summen im Baume die goldenen Biener, —
aber die Sterne, die hat er nicht mehr.

Helmut Lenhardt

Die Nachtschwalbe

Die Nacht war hell und warm, die Seele schwang
Im Licht, als mollte sie sich Sterne pfücken.
Ich lausete tief, da kam vom Sandsteinrücken
Des Ziegenmelkers sandernde Gesang.

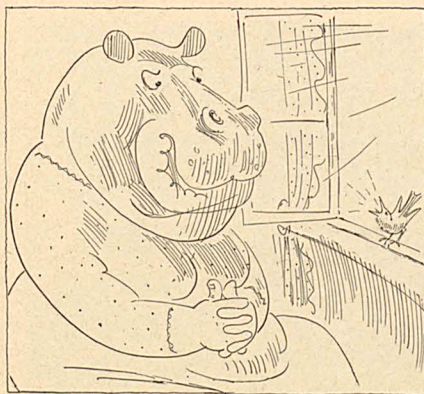
Ich stieg hinan. Da stand die wunderliche
Nachtschwalbe vor mir auf am Heidehang
Zuckendes Flügelschlags. Es war, als striche
Des Todes Vogel ab zum Seelenfang.

Heinz Friedrich Kamecke

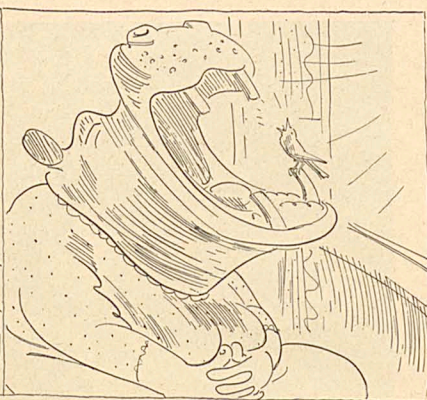


„Ob es wohl gut klingt, wenn ich ihm schreibe: ‚Oh, daß doch meine Lippen hundertachtzig Kilometer lang wären!?’“

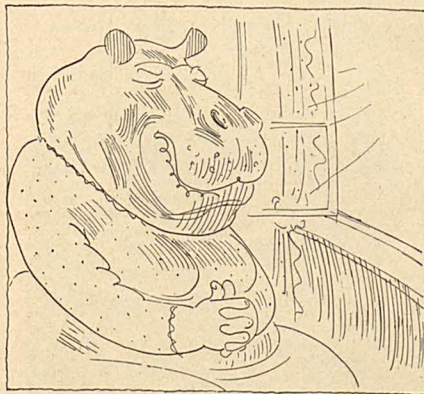
Saluto lontano: "Che risuoni bene se gli scrivo: 'Magari fossero le mie labbra lunghe centottanta chilometri!,'"



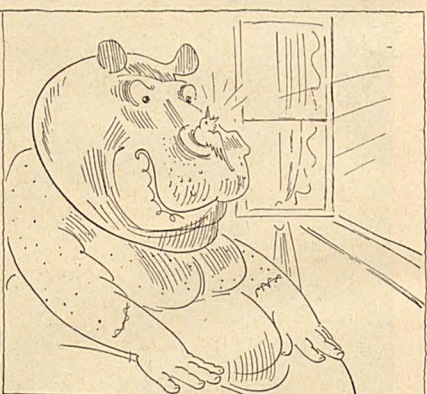
Ein Nilpferd, weiblich und gesund,
Voll friedlichem Gedankenschwund,
Hält nichts vom Frühlingsüberschwang,
Noch weniger vom Vogelsang.



Die Langleweile quillt empor,
Es reißt das Maul auf wie ein Tor.
Der Vogel, frech und ungeniert,
Ist ahnungslos hineinspaziert.



Das Gähnen macht das Nilpferd faul
Und müde macht es zu das Maul.
Ob es den Vogel wohl verdaut,
Wenn es ihn nicht einmal zerkaugt?



Da singt er aus dem Nasenloch,
Voll Staunen sieht's das Nilpferd noch,
Denn selbst im engen Nasenschacht
Zeigt sich des Frühlings große Macht: S.

MEIN FREUND JOHANNES

Wir gaben uns wirklich viel Mühe. Aber ganz ohne Lärm kann man nun einmal eine schwere Kiste die Treppe nicht hinunterbekommen. Vorsichtig ließen wir sie von Stufe zu Stufe hinabgleiten. Natürlich gab es jedesmal einen dumpfen Bums. Aber ist das nun wirklich so schlimm? Der Herr vom Edgeschoß fand es schlimm. Er kam ins Treppenhaus und fragte: „Geht es nicht vielleicht doch noch etwas lauter?“

„Nicht nur etwas“, sagte Johannes, „viell!“ Und er ließ die Kiste los, so daß sie mit einem wahren Donnergepolter die Treppe hinabrutschte, gerade auf den Herrn vom Edgeschoß zu. Der griff sich an den Kopf, lachte hysterisch auf und floh in seine Wohnung. „Sonderbar“, sagte Johannes nachdenklich. „Ich hätte wetten mögen, er hätte es ironisch gemeint. Aber es hat ihm anscheinend wirklich Spaß gemacht.“

*

Johannes hatte eine Sekretärin. Oft kam es vor, daß er gewisse Dinge hand schriftlich zu Papier brachte, die sie dann ab tippen mußte. Johannes hatte eine furchtbare Schrift. Aber die Sekretärin entzifferte doch alles, was er ihr gab. Sie war ein Genie, in dieser Beziehung. Einmal aber ging es doch schief. Da las und schrieb sie ein Wort falsch. Johannes merkte es. „Na, da hab ich Sie also doch endlich mal rein-gelegt!“ sagte er, offenbar sehr befriedigt.

J. Bieger

BESUCH IM SCHLOSS

VON BRUNO WOLFGANG

„Ich gebe ja zu, daß es fürchterlich ist!“, sagte Herr von Maly zu seiner Frau, „aber es nützt nichts, wir müssen ihn einladen. Denn wenn er will, kann er uns enteignen und die Bahn gerade mitten durch unser Schloß führen.“

„Seit zehn Jahren war kein hoher Besuch bei uns. Es war so schön ruhig. Aber erinnere dich nur, was damals bei dem Domherrn alles passiert ist!“, seufzte Frau von Maly.

„Es wird nicht so schlimm werden. Der Ministerialrat kommt nach dem Essen und fährt noch vor dem Nachtmahl weg. Da haben wir keine große Scherelei und es kann nicht viel passieren. Wir werden uns heute noch bei Martinek erkundigen, wie der Ministerialrat ist und wie man alles am besten macht. Du wirst sehen, es wird ganz gut gehen.“

So tröstete Herr von Maly seine bestürzte Frau. Dann spannte der Kutscher Hajek ein und sie fuhren zu dem Gutsnachbarn Martinek. Die Sorgen, die sich Frau Adela machte, waren nicht ganz unbegründet. Es lag eine merkwürdige Luft über dem kleinen Gutsbesitz des Herrn von Maly und seiner Nachbarn. Weitab von der Bahn, mit schönen Wäldern und ausgedehnten Kartoffelfeldern gesegnet, lag das nahrhafte Land, abgeschlossen von der hastigen Welt der Maschinen und Motoren, wie ein milder Käse unter einer riesigen Glasglocke. Das Leben ging hier seinen allhergebrachten Gang. Die slowakischen Bauern waren arm und spannten ihre mageren Kühe vor ihre Pflüge und Wagen. Aber auch die Gutsbesitzer waren nicht reich. Die eigentümliche Trägheit, die wie ein Fluidum aus der dunklen Ackererde und dem weichen moosigen Waldboden zu strömen schien, hüllte alle diese Gutsböden und winzigen Schößchen in einen Dornröschenschlaf. Die Herren nahmen, was die gute Erde gab, nach Abzug der zwei Drittel, welche das Personal und die Bevölkerung seit uralten Zeiten gewohnheitsmäßig stahl. So lebten sie anspruchslos und behaglich durch den Wechsel der Jahreszeiten.

Es fehlte natürlich an allen Ecken und Enden. Im Haushalt des Herrn von Maly hatten durchaus nicht alle Stühle ihre vier Beine und es gab vielleicht kein einziges Stück Geschirr, an dem nicht etwas abgeschlagen war. Die wenigen Gäste, die hier und da kamen, waren schon damit vertraut und hatten es wohl daheim ebenso. Aber freilich, für einen Ministerialrat war Herr von Malys Schloß durchaus nicht eingerichtet.

Bei Martineks war der Ministerialrat vor einigen Tagen gewesen. Er war ein sehr umgänglicher Mensch, gar nicht herrisch, sondern eher sanft und still. Zur Jause hatte er Kaffee mit Gugelhupf verzehrt, den er auch bei Werners und Filipeks bekommen hatte. Martinek hatte sich erkundigt. Der Ministerialrat war ein Musik- und Naturfreund. Hingegen schien er eine leise Abneigung gegen alle Weiber zu haben. Mit dem Magen war er offenbar nicht ganz in Ordnung. Nicht daß er etwa gerülpt hätte, Gott bewahre, aber er hatte sehr höflich um Speisesoda gebeten.

Das Ehepaar Maly nahm diese wertvollen Auskünfte mit Befriedigung entgegen und fuhr nach dem Kaffee gleich ab.

„Wir fahren noch über Kralowetz und nehmen gleich ein Kilo Speisesoda mit!“, meinte Herr von Maly.

Seine Gattin seufzte: „Stanislaus, glaubst du nicht, daß dem Ministerialrat schon schlecht ist, weil er so viel Kaffee mit Gugelhupf? Mit Germ ist das ein schweres Essen. Wäre es

nicht besser, ihm Tee mit Sandwiches zu geben? Das ist auch feiner.“

„Du hast recht. Wir kaufen in Kralowetz noch Tee, Rum, Sardinen, Rollmöpse...“

„Ja, und endlich können wir die Lachsconserven verwenden, die uns Paul mitgebracht hat.“

„Ausgezeichnet. Etwas Wurst, kleine Gurken und das kalte Schweinerne von gestern. Der Ministerialrat wird Augen machen! Adele, jetzt können wir ganz beruhigt sein.“

Mit Päckchen reich beladen fuhren sie in der Dämmerung von Kralowetz ab und schliefen im schwankenden Wagen alsbald ein. Daheim fragten sie noch die alte Mathilde, ob das fünfjährige Töchterchen Ada schon schlafe und nichts Besonderes angestellt habe, dann versanken sie in den mit guten mährischen Gänsfedern gestopften Betten und bald schlummerte das ganze Schloß dem großen Tage entgegen. Im Stall schnaufte die Kühe und ein Käuzchen schrie melancholisch in den Zweigen der alten Linden.

Am nächsten Vormittage gab es viel zu tun. Zunächst mußte das Problem der Tante Sophie gelöst werden. Bei der bekannten Einstellung des Gastes älteren Damen gegenüber war es wohl besser, die Tante nicht zu zeigen. Sie war sehr alt, aber immer noch sehr lebhaft, überaus ge-

sprüchig und ungemein eitel. Zufällig hatte sie auch gerade an diesem Tage ihren Geburtstag, der stets mit einiger Feierlichkeit begangen wurde. Denn sie hatte Irgendwelche verbrieften Rechte und lastete gewissermaßen eine Hypothek auf dem Gut. Der übliche Gugelhupf war bereits gebacken. Es handelte sich nur darum, die eigentliche Geburtstagsfeier auf die Mittagsessen vorzuzerlegen und durch ein Schnäpschen, das Tante Sophie gern zu sich nahm, ihr Mittagseschlächfen um ein paar Stunden zu verlängern. Dann war alles in Ordnung.

Der Vormittag war mit der Mobilisierung des Tafelgeschirrs und der Sandwichesfabrikation voll ausgenutzt. In entlegenen Zimmern und Rumpelkammern fanden sich allerlei Schüsseln, die noch zum Dienst einberufen werden konnten. Was an vierbeinigen Sesseln vorhanden war, wurde in das Speisezimmer gebracht. Die beiden wackligen Stühle, die nur links belastet werden durften, wurden in irgend einer Kammer aufgehoben.

Die gute alte Mathilde, Köchin, Stubenmädchen und Kinderfrau in einer Person, die einzige, die bei dem täglichen stundenlangen Suchen verkrampter Gebrauchsgegenstände schließlich doch alles fand, wurde wegen ihres Alters für diesen Nachmittag zu ihren Verwandten nach Kameny geschickt. Ein wenig gekränkt machte sie sich auf den Weg. An ihrer Statt wurde die hübsche junge Maruschka vom Gemüsegarten einberufen. Sie war frisch und knuspig wie das Gemüse, das ihr Vater baute, schön und bunt wie ein Blumenbeet, auf dem das Auge, auch eines Ministerialrats, wohlgefällig ruhen konnte. Die kleine Ada war ein wenig ungehalten, weil ihr der Hals gründlicher als sonst gewaschen wurde und weil sie ein weißes Kleidchen anziehen mußte, das besondere Achtsamkeit verlangte. Auch Tante Sophie war beleidigt, weil die altgewohnte Einleitung geändert worden war. Sie blieb schmelzend auch zu Mittag in ihrem Zimmer.

Frau von Maly zeugte das Sandwiches eigenhändig, wobei ihr Gemahl sie mit Rat und Tat unterstützte. Er war selbst ein großer Freund belegter Brötchen und konnte sich nicht enthalten, immer wieder zu kosten. Frau Maly mußte dann das Fehlende ersetzen, bis sie ihn endlich ärgerlich ersuchte, die Küche zu verlassen. Es gab ja auch für ihn noch genug zu tun. Er mußte sich rasieren und die feinen Stiefel anziehen. Bald hörte man ihn rufen: „Verdammt, ich krieg die Lüden nicht an Maruschka, das Federweiß!“ Maruschka patzte über die Stiege hinauf und hatte überhaupt alle Hände voll zu tun. Besonders in der Küche.

Es war schon fast vier Uhr, als der Ministerialrat mit seinem Sekretär ziemlich gerodert ankam. Zunächst zog er sich mit Herrn von Maly ins Schreibzimmer zurück und ließ sich an der Hand von Karten und Dokumenten über die Boden- und Besitzverhältnisse informieren. Dann machten die Herren einen kleinen Rundgang durch das Gut und kehrten nach getaner Arbeit in das Schloß zurück. Frau von Maly lud sie zu einer Tasse Tee ein und sie nahmen im Speisezimmer Platz. Herr von Maly bemerkte sofort, daß seine Frau gerötete Augen hatte. Sie zog ihn rasch beiseite und flüsterte ihm mit bebender Stimme zu: „Wir haben fast gar keine Sandwiches mehr. Ich glaube, das ganze Dorf ist zusammengerufen, um in der Küche zu stehlen.“

In der Tat, die Sandwichesplatten sahen aus wie ein Schlächtfeld. Allen war es unmöglich gewesen, von diesen nie gesehenen Kostbarkeiten

(Hanna Nagel)



„Diese verdammten Gummisohlen! Jetzt hat er nicht mal gehört, daß ich wütend mit dem Fuß gestampft habe!“

„Maledette queste suole di gomma! Adesso egli non ha nemmeno sentito come la rabbia lo ho pestato i piedi!“

In der Mittagspause

(R. Kriech)



„Schön, daß es den Frühling noch in dieser Qualität gibt!“
„Na ja, das werden halt noch Restbestände sein!“

Nella pausa meridiana: „Che bellezza che ci sia ancora della primavera di tal genere!.. — “Eh già .. saranno ancora avanzi di riserva!..

nicht gefresselt zu sein. Und alle hatten sich bedient: Maruschka, der Gärtner, der Kutscher Hajek, der Heger und seine Lebensgefährtin, die kleine Ada und sogar der Hund Tasso. Mit größter Mühe wurde noch eine Platte zusammengestellt. Maruschka trug sie mit unendlicher Vorsicht die Treppe hinauf. Aber der Geist des Unheils war nun einmal im Schwunge. Maruschka, die nur an den höchsten Feiertagen Schuhe zu tragen gewöhnt war, glitt aus, ließ die Platte fallen und rollte mit ihren kräftigen Hüften durch die überlebenden Sandwiches, die nun an ihrem fatigen Rock haften wie ein Schuppenpanzer. Die Hühner kamen ellig herbelgerannt und pickten die Reste auf. Maruschka heulte und mußte ebenso wie die Sandwiches auf Dienst gestellt werden. Herr von Maly trieb mit bebender Stimme den Kutscher Hajek an, einzuspinnen, die alte Mathilde zu suchen und sofort herbeizuschaffen. Es war aufgrund wie der Film „Bring sie lebend heim!“ Im Speisezimmer hatte Frau von Maly bereits den Tee eingeschickt. Beim ersten Schluck verzog die Gäste furchtlich das Gesicht. Frau von Maly stand belahnte das Herz still, als sie kostete. Der Tee war bitter wie Galle. Der Unglückskaufmann in Kalowatz hatte ihr Tausendguldenkart-Tee gegeben. Das war auch mit tausend Entschuldigungen nicht gut zu machen. Der Ministerialrat lächelte zwar höflich. Aber in seinem Innern war gewiß ein bitterer Geschmack zurückgeblieben. Es blieb nichts übrig, als willig einen Kaffee zu kochen und Tante Sophie um ihren Gughelputz zu bitten. Das war peinlich und die spitzen Worte der beleidigten Tante stachen bis ins Herz.

Endlich konnte serviert werden. Mathilde war eingetroffen und brachte den Kaffee mit dem Gughelputz. „Sie ist schon vierzig Jahre im Hause“, bemerkte Herr von Maly entzückt. In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür und herein raschte eine Gestalt, die so aussah, als wäre sie schon vierhundert Jahre im Hause. Es war Tante Sophie, die durchaus nicht einseh, warum ihr Licht unter den Scheffel gestellt werden sollte, da sie doch stehelzt in ihrem Salon Minister und Abgeordnete dutzendweise empfangen hatte. Sie war durch die beiden Schnäpchen, die ihr Herr von Maly eingegeben hatte, höchst aufgeräumt, hatte fingerdick Rot aufgelegt und stürzte sich auf den Ministerialrat wie eine Spinne, die schon jahrelang keine Brummelle gehabt hat.

Draußen fuhr ein Wagen vor. Es war der etwas entfernte Gutsbesitzer Rochus Starck, der sich ein wenig für erkundigen kam, wie der Ministerialrat sei und womit man ihn am besten bewirte. Er hatte seine Frau und sein Schwägerin mitgebracht. Alle drei zählten zusammen zweihundert Jahre, waren aber noch überaus rüstig. Auf Besuch war nicht gerechnet. Maruschka, die sich wieder erholt hatte, schleifte statt Stühle herbei. Doch kaum hatten sich die Gäste nieder-

gesetzt, gab es einen furchtbaren Krach. Das Ehepaar Starck sack rücklings zu Boden und die zuckenden Beine bohrte das Tischuch auf, so daß Kaffee, Kannen, Tassen und Gläser durcheinander kollerten. Die kleine Ada schrie vor Lachen und klatschte in die Hände. Herr Starck und seine Gattin hatten im Eifer des Gesprächs die Stühle rechts anstatt links belastet und waren umgekippt. Glücklicherweise war nichts geschehen. Herr und Frau Maly standen starr vor Schreck. Der Ministerialrat sagte verbindlich lächelnd: „Ich glaube, die Tafel ist im wahrsten Sinne des Wortes aufgehoben.“

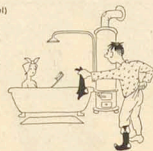
Man ging nun ins Nebenzimmer, um zu rauchen und zu musizieren. Verzeiwelt drehte Herr von Maly an dem Knopf des Radioapparates, der sonst den Lieblichzeitvertreiber der kleinen Ada bildete, aber es kam immer nur eine Art Maschinengewehrfeuer heraus. Es wäre ja auch ein Wunder gewesen, wenn das Radio hier wirklich funktioniert hätte. Der Ministerialrat erklärte nun, daß es Zeit sei aufzubrechen. Zuvor bat er noch um ein wenig Speisesoda. Dafür war Herr von Maly gerüstet und konnte den höchsten Ansprüchen genügen. Auf seinen Wink enteilte Maruschka und zog gleich hinter der Tür die Schuhe aus, um schneller vorwärts zu kommen. Aber der Geist des Unheils gönnte Herrn von Maly auch diesen Triumph nicht. Der Ministerialrat begann furchtlich zu putzen und zu schlucken. Man hatte ihm statt Soda Federwöl gereicht.

Der Wagen fuhr vor. Der Ministerialrat stieg ein. Der Sekretär erschien aber nicht. Plötzlich hörte man irgendwo im ersten Stockwerk klopfen und Hallo rufen. Maruschka kam hastig gelaufen und flüsterte Herrn von Maly etwas ins Ohr. Dieser stürzte sofort zu der kleinen Ada hin, die verknüppelt kicherte. Sie hatte den Herrn in einem kleinen unentbehrlichen Kämmerchen eingesperrt und den Schlüssel Tasso ans Halsband gebunden. Es dauerte eine Weile, bis der Hund gefangen und der Sekretär befreit war. Dann schwankte der Wagen endlich aus dem Hof. „Du wirst sehen, er wird nun die Bahn absichtlich mitten durch unser Gut führen“, klagte Frau Maly. Aber sie hatte Unrecht. Während draußen auf der Landstraße der Kutscher Hajek das linke Hinterrad, das sich losgelöst hatte, wieder befestigte, sagte der Ministerialrat zu seinem Sekretär: „Durch diese Gegend wird die Bahn nicht gehen, das steht fest. Sonst haben wir täglich ein Eisenbahnunglück.“ Das einzige, worauf man sich hier verlassen kann, ist, daß man Kaffee mit Gughelputz bekommt. Nie wieder rühre ich einen an.“

Ein Wagen überholte die Kutsche des Ministerialrates. Er hörte nicht, wie Herr Rochus Starck zu seiner Frau sprach: „Und übermorgen, wenn er zu uns kommt, machst du Kaffee mit Gughelputz. Das hat er gern.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Johannes nahm sich ein Paar Strümpfe aus dem Schrank. Seufzend hielt er sie zum Licht.

„O Kityll! O Kityll!“

„Wo fehlt es, Johannes?“

„Kannst du mir raten, durch welches der vier Löcher ich hineinschlüpfen muß?“ J. H. R.

Und dies geschah in einem hochvernommen Weinrestaurant. Die dezenteste Musik spielte. Der Kellner servierte den hinteren Teil eines Wildschweines. Der Gast deutete auf die Platte:

„Was ist das, Ober?“

Der Kellner, verärgert, bal der Melodie: „Das schönste Stück von der ‚Lustigen Witwe‘, mein Herr!“ J. H. R.

Im Burgtheater gab man die Braut von Messina. Der Herr von Oschatz schüttelte den Kopf. „Jetzt kommt das Stück hier erst heraus?“, brumpte er. „Das hat man in Leipzig schon vor zwei Jahren gegeben!“ J. H. R.

Ursache und Wirkung

In Dänemark werden die privaten Banken ohne vorherige Anmeldung sichergestellt von Staats wegen kontrolliert. So ein staatlicher Revisor kam im letzten Sommer in ein Landstädtchen in Jütland von rund 2000 Einwohnern zur Kontrolle einer dortigen Genossenschaftsbank, deren Kundenkreis ausschließlich aus den Landwirten des Agrar-Hinterlandes bestand. Das Städtchen schloß seinen Mittagsschlaf in der sengenden Augusthitze, während es im Bankstübchen schön kühl und — wie der gestrenge Beamte mit Stirnrunzeln feststellte, völlig menschenleer war.

Der Revisor wartete geduldig vor der Schranke für Publikumbefragung, aber als zehn Minuten vergangen waren, ohne daß jemand kam, ging er hinter die Barriere, setzte sich an den Tisch des Kassierers, prüfte den Kassenbestand und die Geschäftsbücher, ohne daß ihn eine Seele bei seiner Arbeit störte. Als er mit der Buchprüfung fertig war, ging er in das anstoßende Büro des Direktors, und hier fand er die Erklärung für den Dornroschen-Schlaf der Bank: durch ein Schalterfenster konnte er in ein Hinterzimmer sehen, wo der Direktor, der Kassierer und die zwei Angestellten der Bank in ein offenbar höchst spannendes Bridge verknüpft waren.

Das war dem Revisor nun doch zu bunt, und er gedachte, den Herren eine drastische Lehre zu erteilen. Er ging an den offenstehenden Geldschrank und setzte durch einen Handgriff die Alarmvorrichtung in Betrieb, deren Lärm einen Toten wecken könnte. Dann versteckte er sich hinter eine Gardine, um die weitere Entwicklung abzuwarten.

Zunächst geschah gar nichts, die vier Herren spielten ungestört weiter. Aber nach wenigen Minuten öffneten sich die Tür und schliefende Schritte näherten sich dem Versteck des Revisors. Vorsichtig steckte er den Kopf heraus und sah — den Kellner des benachbarten Gasthauses, vorsichtig ein Tablet mit vier Glas schäumenden Bieres balancierend, offenbar laut Vereinbarung der Wirkung der Inbetriebsetzung der Alarmvorrichtung...

Das abenteuerliche Huhn

Von Peter Scher

Ein Huhn verläumt feine Pillicht
und legte feine Eier nicht
dorthin, wo man wohl wüßten kann,
vielmehr bracht' es fe nebenan.

Der Nachbar, prall von Biederfinn,
trug fe fogleich zur Nachbarin
und bat noch obenbein, dem Huhn
nichts Ehrenrühriges anzutun.

Da sprach das Huhn: Wie ist ihr Mann
doch gar fo ehrbar, leht ihn an;
nun leg ich, nie er mir fo paß,
dort, wo, wer will, den Schatz erfaßt.

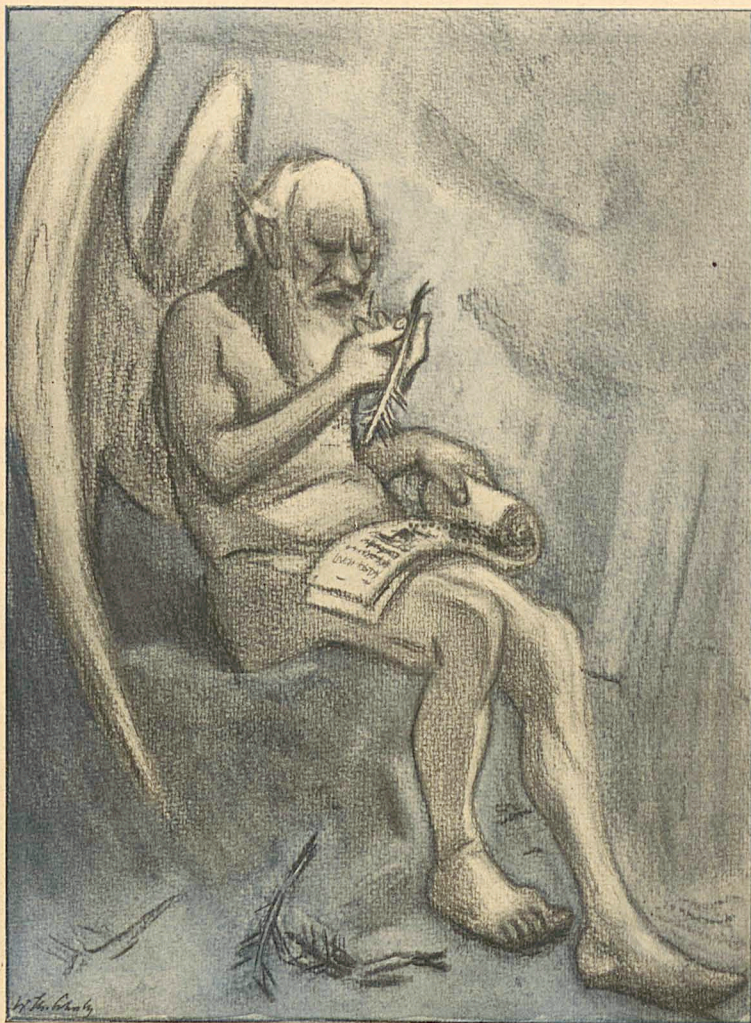
Ganz ungeniert am Straßenrand
eröffnete es einen „Stand“,
und als gerade Jahrmarkt fe,
und fchon ham ein Solbat vorbeif.

Der büchte sich und fchien vernüst,
da müß' ihm Gutes zugefüt,
dann blüht' er wie ein Heiliger,
doch ging er etmae eiliger.

Das Huhn tat hüftig, wie es follt';
es hat' nur eben mal gevollt,
daß ein Erlebnis fo wie Dies
ihm feilich feine Freiheit ließ.

Kronos und der Mord von Katyn

(Wilhelm Schultz)



„So oft wie in letzter Zeit hat sich meine Feder noch nie gesträubt!“

Kronos e la carneficina di Katyn: „Mai la mia penna s'è tanto arricciata come negli ultimi tempi!..“